

Zur gefl. Beachtung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **1 (1908)**

Heft 11

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Freidenker

Organ der Freidenker der deutschen Schweiz.

Herausgegeben vom
Deutsch-Schweizer. Freidenkerbund
Geschäftsstelle: Zürich V, Seefeldstr. 111.

I. Jahrgang — No. 11.
1. November 1908

Erscheint monatlich. Einzelnummer 10 Cts.
Abonnement: Schweiz Fr. 1.20, Ausland Fr. 1.50 pro Jahr.
Inserate: 6 mal geteilte Nonparatzeile 10 Cts, Wiederholungen Rabatt.

Zur gest. Beachtung.

Auf Grund des Beschlusses der letzten Delegiertenversammlung des Deutsch-Schweizer. Freidenker-Bundes wird die Geschäftsstelle ein eigenes Heim beziehen und sind vom 1. November 1908 an alle Korrespondenzen, Geldsendungen usw. nur mehr

Zürich V, Seefeldstrasse 111, 2. Et.

zu adressieren.

Geschäftsstelle d. D. S. F. B.
u. Verlag des Freidenker.

Gefinnungsfreunde allerorts!

Die für die Agitation so ungünstigen Monate liegen hinter uns und es gilt nun während des bevorstehenden Winters das denkbar-möglichste der Agitationsarbeit zu leisten! Trotz der ungünstigen Zeit des Sommers ist es uns gelungen, unsere Organisation wesentlich auszubauen, die Zahl der zu Beginn des Frühjahrs bestehenden Vereine hat sich verdoppelt, so daß heute über ein Duzend lebensfähiger Organisationen den energischen Kampf für Geistesfreiheit und Volksaufklärung aufgenommen haben. In diesem Augenblicke richten wir an alle Gefinnungsfreunde die dringende Bitte, daß jeder uns nach Kräften in unserer großen Aufgabe unterstützt. Vor allem gilt es die Werbetrömmel im Bekanntheitskreis zu rühren, um neue Mitglieder für unsere Vereine, neue Bundesmitglieder und insbesondere Abonnenten für unser Bundesorgan den „Freidenker“ zu gewinnen, was mit Rücksicht auf den minimalen Jahresabonnementsbetrag von nur Fr. 1.20 leicht zu erreichen ist.

Unsere bisherigen Abonnenten aber bitten wir, tüchtige Mitkämpfer für unsere Ideale zu werden, indem sie die Mitgliedschaft in einem unserer Verbandsvereine erwerben oder sich als Einzelmitglieder dem Bunde anschließen (Widertjahresbeitrag 4 Fr., Anmeldeformular S. 3 d. Blattes.)

In erster Linie aber bitten wir unsere Agitationsfond zu berücksichtigen. Man denke an die ungeheuren Mittel, die unsere vereinigten Gegner ihr eigen nennen, so wird sich für jeden die Notwendigkeit ergeben, daß auch unsere Kriegskasse gefüllt sein muß, wenn wir erfolgreich weiter arbeiten wollen. Nur geringe Opferwilligkeit bei unsern Mitgliedern wird uns den nötigen materiellen Rückhalt geben. Jede Neugründung einer Sektion ist mit hohen Auslagen verknüpft und der Mangel an Geldmitteln darf uns in unserer Agitation nicht lähmen.

Unsere Bundesmitglieder können uns dadurch wesentlich unterstützen, daß sie die Bundesbeiträge pro 1909 im voraus entrichten, soweit sie dazu in der Lage sind.

Schon heute kann sich unsere junge deutsche Organisation in der Schweiz neben den bereits seit Jahren bestehenden italienischen und französischen Bruderorganisationen sehen lassen, und wenn wie bisher weiter gearbeitet wird, wird unsere Organisation in Kürze ein wertvoller Faktor für das ganze kulturelle Leben des Schweizerlandes werden.

Deutsch-Schweiz. Freidenkerbund.

Goethe als Geistesbefreier.

Von Dr. S. Markus, Zürich.

Die letzte Nummer der jeweilen am 15. eines Monats herauskommenden „Monatsrundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschafts-Reform: „Menschheitsziele“ die in ihrer vornehmen Ausstattung sowohl wie in ihrer inhaltlichen Gediegenheit gleich empfehlenswert sind, enthält an erster Stelle eine ausführliche Arbeit mit obiger Ueberschrift aus der Feder des in Zürich wohnenden Schriftstellers Adolf Zern-

* Bei Otto Wigand in Leipzig. Herausgeber: Dr. G. Molenaar, Nürnberg.

tenberg, dessen Ausführungen für jeden Goethefreund und Freund geistiger Freiheit und Unabhängigkeit von höchstem Interesse sind. Der Verfasser fühlt sich gedrungen, den wiederholten Verjungen der katholischen Kirche, Goethe womöglich zu ihrem Vorkämpfer zu stempeln, entgegenzutreten, und er tut dies, indem er durch die Zusammenstellung fleißig gesammelter Goethe'scher Zitate und Aussprüche ein Bild zu entwerfen versucht von dessen Verhältnis zur Kirche im Speziellen und zur Religion im Allgemeinen. Das dabei zutage geförderte Material ist umso interessanter, als es in seiner Gesamtheit einen schlagenden Beweis für das Nichtchristentum Goethes liefert, der an Deutlichkeit und absoluter Gültigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wohl finden sich in den Werken des Dichters hie und da Stellen, die ein kluger Geistlicher für seine Tendenzen nicht nur ausbeuten, sondern selbst ins Feld führen könnte. Man denke an die katholisierende Wendung am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“, an die dichterische Verwertung des katholischen Heiligentuluss in „Faust“! Doch sind solche Momente einzig und allein auf das Konto des Goethe'schen Objektivismus zu setzen, während sie das persönliche Gefühl des Dichters höhnisch verdammt:

„Ach heidnisch? — Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Dittlins verhungern lassen. Ist das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?“

Eine blutige Satyre liegt in diesen Worten, eine Satyre, deren Ausdruck dem eignen Herzen weh tun muß. Goethe war durch schlimme Erfahrungen zu ihr gekommen. Auf seinen Reisen in Italien hatte er die düstern Schattenseiten der katholischen Kirche kennen und lassen gelernt. Dort sah er ein, daß von der Reinheit und Einfachheit des in der Apostelgeschichte dargestellten Urchristentums so gut wie nichts mehr vorhanden war, daß nun ein „unförmliches, barockes Seidentum auf jenen gemüthlichen Anfängen lastet“. Sein „protestantischer Diogenismus“ machte ihn Papst und Messe verachten, als er den ersteren „wie ein gemeiner Pfaffe sich gebend und murrend“ erblickte, und in der letztern sah er nichts als eine „Farce“, für deren „Sofusopus“ er sich „verdorben“ hielt.

In allem und jedem aber erkannte er den Geist des Geistes und des Gelbmadens. Er sah, wie die heiligen Zeremonien dazu benutzt wurden, um die Bestigter des Klerus zu stillen, und er verdamnte das Land, „wo man für lauter Kreuz und Christ, ihn eben und sein Kreuz vergißt.“

„Wie sie klingen die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre wie getrunn so heut“

rief er aus, höhnte: „Laßt euch nur von Pfaffen fagen, was die Kreuzigung eingetragen“, und rierte den „Wortteil“, den „die Pfaffen aus diesem jammervollsten aller Ereignissen zu ziehen gewohnt haben.“

„Die Kirche hat einen guten Magen, Sat ganze Länder aufgefressen, Und doch noch nie sich übergeben: Die Kirch' allein, meine lieben Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen.“

klagt er im „Faust“.

Wo aber die geistlichen Interessen in der Erlangung von Besitz gipfelten, da konnte für die Religion nichts Gutes herauskommen. Denn nur eine abergläubische und „bornierte Masse“ würde sich von ihr ausbeuten lassen, und dieser Umstand im Verein mit der Herrschsucht des Klerus mußte zu einer Bildungsfeindschaft führen, die für Kirche und Menschheit gleich verderblich war.

Gerade der Umstand, meint Goethe, daß die Kirche „herrschen“ will, hat in ihren Sagenen so „gar viel Dummes“ entfehen lassen. Damit der „bornierten Masse“ aber auch jeder Gedanke an Widerstand und Selbständigkeit genommen sei, hat ihr „die hohe, reich dotierte Geistlichkeit“, die „nichts mehr fürchtet, als die Aufklärung der Massen“, auch „die Bibel vorenthalten“.

„Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi steht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuß ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauf.“

Zu dieser Kompenkaltung jedoch braucht es Geld, und das führt zu der bereits geschilderten Geldgier der katholischen Kirche, vor deren Ränksucht Goethe dringend

warnet: „So, fangt mit Rom nur einmal an: da seid ihr angeführt“;

Denn Rom will alles nehmen, geben nichts; Und kommt man hin, um etwas zu erhalten, Erhält man nichts, man bringe denn was hin, Und glücklich, wenn man da noch was erhält“.

Mit Verachtung und Grimm wendet sich Goethe von solchen Zuständen ab. Der katholische Glaube ist ihm ein „Mischmaß von Irrtum und Gewalt“, dessen Annahme er als „Untergang“, als ein „Ersticken“ des Mittelalters „sittlicher und religiöser Abjuriditäten“ brandmarkt. Dem entsprechend kehrt er der „Barbarei des Mittelalters“ verachtungsvoll den Rücken, um in den hohen Sphären des klassischen Altertums Reinigung und Wahrheit zu finden. Goethe wird Freidenker, der das „rohe, geschmacklose, geistesverderbliche Fraßgewesen“ der katholischen Religion von sich löst, befennend:

„Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut, wie ein Gott mir gebot.
Wen'ge sind mir wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wangen und Knoblauch und —“

Damit hat Goethe jede Religion abgetan — auch den Protestantismus. Wohl verherrlicht er in verschiedenen Werken die Tat Luthers und die Erlösung durch dessen Reformation, indem er schreibt:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihm vom Papst und Türkenhron
Befehle haß verdrängen.
Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht
Der Prediger steht zur Wache
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.
Auch ich soll gottgegeben Kraft
Nicht ungenutzt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.“

Wohl führt er aus: „Wir wissen garnicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind insolge unserer fortwährenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzuehren und das Christentum „in seiner Reinheit zu fassen.“

Ein Protestant war er nicht. Die angeführten Zitate dienen ihm lediglich dazu, gegen die geistige Gewalttätigkeit der katholischen Kirche aufzutreten, während ihm auch der protestantische Glaube zu wenig Wahrheit aus dem Zeugnis „der fünf Sinne“ und zuviel „ausfchließliche Intoleranz“ bot, als daß sich sein freier Künstler und Forschergeist darin in seiner ganzen Weite hätte betätigen können. — Sollte schon der Knabe den „Heilswahrheiten“ der Kirche mißtraut und die einmal gehörte Behauptung, „jeder Mensch müsse doch im Grunde seine eigene Religion haben“, eng in sein Herz geschlossen, so empfand es der von herrenhüterischen Zeben bewegte Mann schon beizeiten als notwendig, sich von der herrenhüterischen Brüdergemeinde sowohl wie von den „andern werten Christenheelen“ loszusagen.

Was an sein Lebensende ist Goethe Freigeist geblieben. Das zeigt seine Abneigung gegen jeden Besuch der Kirche, auf deren „Seils- und Gnabenmittel“ er verzichtete, um auch ohne ihren „Troßspruch“ — als „Verstotter“ — aus dem Leben zu scheiden.

„Vor der christlichen Religion“, berichtet Keßner über den Wehlerer Goethe, „hat er Hochachtung, nicht aber vor der Gestalt, wie sie unsere Theologen darstellen. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.“

So bleibt Goethe auch der Taufe von Schiller's Söhnen fern, indem er erklärt, daß ihn „diese Zeremonien gar zu sehr verstimmen“. Und so weist er auch jeden Versuch, seine Gefinnung zu ändern, mit Entschiedenheit und oft auch mit Satyre zurück.

„Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wäre mir auch das Objekt lieb“, schreibt er 1775 an Herder, als dieser ihm seine Erläuterungen zum neuen Testament übersendet, und noch in seinem hohen Alter höhnt er, als man an ihn Befehrungs-Zumutungen zu stellen wagt: